

Diskriminierung in Bayern

Weiblich, ledig, lesbisch – sucht

Eine Forscherin verschickt 1.000 fingierte Bewerbungen in Berlin und München. Ergebnis: Bayern haben Lesben schlechtere Chancen als heterosexuelle Frauen.



Lesbische Frauen müssen sich hier öfter einreihen

Bild: ap

BERLIN *taz* | Zwei Frauen bewerben sich auf eine ausgeschriebene Stelle. Sie sind gleich alt, gleich qualifiziert, sie haben die gleiche Berufserfahrung. Der einzige Unterschied: Die eine Jobsuchende schreibt in ihrer Bewerbung, dass sie in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft lebt und sich im Lesben- und Schwulenverband (LSVD) engagiert. Die andere ist im Kulturverein oder verheiratet.

Alles gleich also, nur die sexuelle Orientierung nicht. Das ist das Setting einer Studie, die die Ökonomin Doris Weichelbaumer an der Universität Linz erstellt hat. Sie verschickte von 2011 bis 2012 etwa 1.000 fingierten Bewerbungen an Unternehmen in Berlin und München.

Anzeige

Und sie kam zu einem

SCHV

Reg
so w
alle
Bed
Hoc

Politik

DENIS

THEM
Diskri
Schw



interessanten Ergebnis: Während die Chancen von homo- und heterosexuellen Frauen in der Hauptstadt etwa gleich gut sind, bekamen Lesben in München deutlich seltener positive Rückmeldungen zu ihren Bewerbungen.

In der bayerischen Landeshauptstadt signalisierten die Firmen je nach Familienstand bei 42 bis 45 Prozent der heterosexuellen Bewerberinnen

Interesse. Bei ihren lesbischen Mitbewerberinnen passierte dies in weniger als 33 Prozent der Fälle.

Wider die ökonomische Logik

Das Ergebnis überraschte auch Weichselbaumer. Zwar habe sie Unterschiede zwischen den Städten vermutet, sagte sie der taz am Freitag. Aber dass es in Berlin keine Diskriminierung zu geben scheint, habe sie nicht erwartet. „Vielleicht liegt es daran, dass in Berlin eine sehr offene Stimmung herrscht“, vermutete sie. „Man hat mit Wowereit einen schwulen Bürgermeister und der LSVD ist sehr aktiv.“

Hinzu komme, dass „nach streng ökonomischen Kriterien betrachtet, lesbische Frauen sogar bevorzugt werden müssten“, da die Wahrscheinlichkeit von Schwangerschaft und Nachwuchs deutlich geringer sei, sagte die Ökonomin. Diskriminierung auf der einen Seite könnte also auch durch einen Bonus auf der anderen wieder ausgeglichen werden.

Aus ökonomischer Perspektive hätte München sogar besser abschneiden müssen als Berlin. Dort gibt es seit Jahren einen wirtschaftlichen Aufschwung. Und im Untersuchungszeitraum lag die Arbeitslosenquote bei vier Prozent, in Berlin jedoch bei zwölf. „In München ist der Druck, nicht zu diskriminieren, deutlich höher gewesen“, sagte Weichselbaumer. „Die Unternehmen sollten sich dort eigentlich über jede qualifizierte Bewerbung freuen.“

Da die Ergebnisse der ökonomischen Logik widersprechen, sieht Weichselbaumer andere Gründe: „Der kulturelle Effekt scheint den ökonomischen Effekt zu überwiegen.“ Deswegen falle die Diskriminierung im konservativ und katholisch geprägten München deutlich höher aus als im liberalen Berlin.

taz.zahl ich

Unser Artikel hat Ihnen gefallen?
Sie können dafür bezahlen!

taz zahl ich.[mehr erfahren](#)

POLITIK	ÖKO	GESELLSCHAFT	KULTUR	SPORT	BERLIN
Deutschland	Ökonomie	Alltag	Musik	Fußball	
Europa	Ökologie	Debatte	Film	Kolumnen	
Amerika	Arbeit	Kolumnen	Künste		
Afrika	Konsum	Medien	Buch		
Asien	Verkehr	Bildung	Netzkultur		
Nahost	Wissenschaft	Gesundheit			
Netzpolitik	Netzökonomie	Reise			

Abo	Anzeigen	Unterstützung	LE MONDE diplom
e-Paper	Genossenschaft	panterstiftung	zeo2
Archiv	Shop	panterpreis	Blogs
Info	Café	taz.am wochenende	Reisen in die

Hilfe	Impressum	Redaktionsstatut	RSS	Datenschutz	Kontakt
-------	-----------	------------------	-----	-------------	---------

Alle Rechte vorbehalten. Für Fragen zu Rechten oder Genehmigungen wenden Sie sich bitte an lizenzen@taz.de